

Friedrich Ernst Peters

Zwischen Morgen und Abend

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Zwischen Morgen und Abend

Friedrich Ernst Peters

Zwischen Morgen und Abend

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Erschienen in Print:

Peters, Friedrich Ernst: *Erzählungen*. Flensburg : Schmidt, 1950.
(Flensburger Ganzschriften, H. 3) , S. 20-32.

Peters, Friedrich Ernst: *Gebild und Leben*. Schleswig : Bernaerts, 1955, S. 163-178.

Niederdeutsche Fassung:

Peters, Friedrich Ernst: *Baasdörper Krönk*. Husum : Husum-Druck und Verl.-Ges., 1975,
S. 54-60.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:

Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5766/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57669](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57669)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57669>

„Dor kann männichmal gau wat kamen!“¹ Die alte Trienke Harders bedient sich dieses Satzes, um den selbstsicheren Baasdorfern den unerwarteten Einbruch des Schicksals auch in ihren ruhigen Bezirk als immerwährende Möglichkeit vorzuhalten. Sie versteht es, durch einen geheimnisvollen Tonfall und durch die begleitenden Gebärden diese Allerweltsweisheit schwer mit Bedeutsamkeit zu beladen, und so hat sie sich mit einem halben Dutzend Redensarten von ähnlicher Platttheit bei den Einfältigen den Ruf erworben, eine sehr kluge Frau zu sein.

Aber die Baasdorfer sind nicht alle einfältig – Gott sei Dank! Da wohnt zum Beispiel am nördlichen Dorfrand Hans Vollert, ein kleiner Zweipferde-Bauer nur, aber durch Geist doch ein gewichtiger Mann. Die großen Bauern begnügen sich mit dem „Rendsburger Wochenblatt“ und bestellen es wohl gar während der „hilden“ Sommermonate ab. Hans aber liest zusätzlich die „Berliner Morgenpost“ und weiß von Fortschritt und Aufklärung unerhörte Dinge vorzubringen. Für ihn ist Trienke Harders eine alte Eule, die darum so beharrlich schreit, weil sie *ihre* Zeit, die Nacht des Aberglaubens nämlich, zu Ende gehen fühlt. „Dor kann männichmal gau wat kamen!“ Dummes Zeug! Was soll denn wohl groß kommen? Wir können es ruhig abwarten, weil alles in einer zwar langsamen, aber stetigen Entwicklung zum Besseren ist. Beim Guten stehen wir schon. Hans Vollert hat das erkannt, und darum lacht er gern und macht gute Späße. Im deutschen Vaterland ist im Grunde alles in Ordnung. Blitzsauber ist das Kaiserreich, innen und außen. Darum hat Hans es nun übernommen, den Franzosen ihren Dreyfus-Unrat von der Tür wegzukehren. – Trienke Harders fragt wohl mit weisem Gesicht: „Denn was ist das menschliche Leben?“ Hans weiß es: Geborgtes Sonnenlicht! Darüber ist ihm in der „Berliner Morgenpost“ ein

¹ Die Schreibung ist derjenigen der *Baasdörper Krönk* von F.E. Peters, herausgegeben von Wolfgang Lindow und Paul Selk (Husum, 1975) angeglichen. Die Herausgeber der *Krönk* haben nach eigenen Angaben die Rechtschreibung „behutsam vereinheitlicht“, so dass die „Eigenart der Mundart im Raume Rendsburg deutlich geblieben“ ist (Nachwort, S. 318). Die Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung von Johannes Sass wurden berücksichtigt. [Anm. d. Hrsg.]

Aufsatz vorgekommen, der ihm alle Rätsel gelöst hat. Was Pastor Heß in Bohmstedt über solche Fragen zu sagen hat, ist für unsere Bauern eigentlich abgetan. Doch weiß der „Preester“ seine Worte ungewöhnlich wohl zu setzen, und da Hans – selbst ein Meister des Wortes – hinter guten rednerischen Leistungen her ist wie der Teufel hinter der armen Seele, so sagt er dem Pastor die Kundschaft nicht ganz auf.

Dass Trienke Harders‘ Weisheiten billig sind wie Spatzengepiepse, das ahnen ja schon die Schuljungen, wenn sie nicht zu den ganz Dummen gehören. Und Heine Ehlers, der Sohn vom Schmied Klaus Ehlers, der *weiß* es, weiß es schon sehr genau. Von ihm sagt Lehrer Heesch, dass er ein Sonderlicher ist. Es steckt wohl etwas drin in dem Jungen; aber man weiß nicht recht, was einmal herauskommen wird. Heine Ehlers handhabt die Sprüche der alten Trienke manchmal auf eine ganz niederträchtig naseweise Art.

Herbst 1899! Die Saat ist in der Erde. Die Rüben sind eingemietet, sind „im Berg“, wie die Baasdorfer sagen. Die Kühe haben den letzten Spargel abgefressen und sind aufgestellt worden. Kurzum: die Butenarbeit² ist getan. Nun können sich die Bauern mit völlig unbelastetem Gewissen dem Vergnügen der Jagd überlassen. Da wird es neue Geschichten geben, und das ist gut; denn man kann doch nicht immer nur von Dreyfus reden.

Ach, die Jagd! Das Fieber dieser männlichen Lust wird sich nun bis zum Tage der großen Treibjagd ständig steigern. Klaus Puls zwar, der reichste Bauer im Dorf, spielt nun erst recht den Griesgrämigen. Wer es mit der Tugend und dem Geiz zu tun hat, der kann nicht so lustig sein wie Hans Vollert. Klaus-Bauer findet, wie er selbstgerecht sagt, zum Herumlaufen auf den eigenen Feldern ausreichende Gelegenheit, und zwar hinter dem Pflug. Mit „Weitläufigkeiten“ befasste er sich nicht. Wenn er überschlägt, dass er nun schon über dreißig Jahre auf die Jagd gehen

² buten : plattdeutsch für außen. Es geht hier um die Arbeit, die draußen verrichtet wird, also die Freiluftarbeit. [Anm. d. Hrsg.]

könnte, so ergeben allein die ersparten Jagdscheine ein gutes Pferd. Wie hoch bei den Leichtfertigen versäumte Arbeit, verschlissene Stiefelsohlen und die losen Groschen für Kümmel und Grog zu veranschlagen sind, das kann man nur schaudernd ahnen. Das Lächeln des Selbstgerechten gibt zu verstehen, dass er den Jägern ihren Weg ins Armenhaus klar vorgezeichnet sieht.

Am Jagdschein scheiden sich die Geister. Der kleine, quecksilbrig-bewegliche Schuhmacher Peisen, „Wippsteert“ genannt, übernimmt sich, wenn er sich als Jäger in die Gesellschaft der Bauern drängt. Die Großmannssucht wird ihn an den Bettelstab bringen. Dagegen könnte Henning-Gärtner die Ausgabe für den Jagdschein vor seinen Vermögensumständen durchaus rechtfertigen und gleichzeitig seine Vorliebe für Hasenbraten mit dem Gesetz in Übereinstimmung bringen. Ihm ist aber die Ungesetzlichkeit eine besondere und unentbehrliche Bratenwürze. Darum lässt er in erster Linie seinen zottigen Hund „Bonheur“ die Jagd ausüben und hilft nur gelegentlich mit Schlingen ein wenig nach. Bauer Hadenfeld, der im Dorf der beste Schütze und auf „Waidgerechtigkeit“ sehr versessen ist, Bauer Hadenfeld verachtet den Gärtner und hat Bonheur den Tod geschworen. Aber Henning ist schwer zu fassen.

Er bildet den Übergang zu einer anderen Gruppe von Jägern, von deren Treiben nur in halben Andeutungen und mit vielsagendem Augenzwinkern gesprochen wird. O, ihr Jagdschein ist in Ordnung, da lässt sich nichts sagen. Aber sie wollen nun einmal hinsichtlich ihrer Jagdrechtsame zwischen der Baasdorfer Feldmark mit ihren Bauernhölzungen und den weiten fiskalischen Wäldern der Umgebung keinen Unterschied anerkennen. Die Rehböcke tun es ja auch nicht. Draußen am Wennhorner Gehege sitzt zum Beispiel auf seinem einsamen Gehöft Johann Thode. Oha, wenn man von dem erzählen wollte! Der käme zeit- lebens nicht wieder hinter den schwedischen Gardinen hervor, wenn er jeden Rehbock aus den Königlichen Wäldern nur mit drei Monaten Gefängnis büßen müsste. Förster Nagel hat einmal

in der Abenddämmerung mit einem „Krauschützen“ in richtigem Feuergefecht gelegen und sich dabei das Handgelenk zerschmettern lassen müssen. Wem darf man wohl eine solche Bedenkenlosigkeit im Kampf mit der Obrigkeit zutrauen? Nun, schweigen wir darüber!

Da muss doch gesagt werden, dass Hans Vollert von allen Baasdorfer Jägern der harmloseste ist. Das Geschäft lohnt sich nicht, Hans weiß es genau. Aber er sucht in den Jägern nur das Publikum für seine Späße, und die anderen können ihn, eben dieser Späße wegen, unmöglich entbehren. *Seine* Flinte wird ja nicht einmal der jagdbaren Kreatur, geschweige denn den Menschen gefährlich. Das verwahrloste Ballereisen schießt nach den spaßigen Reden seines Besitzers ganz hervorragend um die Ecken, wohingegen rücksichtlich der geraden Richtung alles Prahlen unangebracht ist.

Hans Vollert hat vor zwanzig Jahren, als er in Altona einen Jugendfreund besuchte, im Hamburger Stadttheater den „Freischütz“ gesehen. Dies ist eines der ganz großen Ereignisse seines Lebens, auf das er oft zu sprechen kommt, wenn er bei seinem Freund Klaus Ehlers in der Schmiede sitzt. Marieken, die Schmiedsfrau, ist seine Freundin von Jugendzeiten her. Hans sucht ihren Umgang noch immer, weil sie – wie er sagt – ein „belesenes Frauensmensch“ ist. Da findet nun der Bauer in diesem Herbst 1899 einmal beim Kaffeetrinken in der Stube der Schmiedsleute von seiner Flinte den Übergang zu Freischütz-Erinnerungen. Mit dem Ballereisen ist es so bestellt, dass es grundsätzlich immer vorbeischießt. Aber unter hundert Patronen ist eine „Freikugel“ eingeschmuggelt, und nun schießt Hans Vollert sechzigmal *weit* vorbei, dreißigmal schlecht und recht *vorbei* und neunmal *dicht* vorbei. Aber der hundertste Schuss, der trifft. Doch kann der Schütze in diesem Fall weder Ruhm noch Verantwortung auf sich nehmen.

Bei solchen Reden nimmt Marieken ihre streitbare Haltung an. Sie weiß, was es mit den Freikugeln auf sich hat, und zorn-

mütig verweist sie ihrem Freund die Unbekümmertheit, mit der dieser ihn, den Anderen, den Gehörnten, an die Wand malt. Hans lacht unbändig dazu. Um ihn zu ärgern, rückt ihm das kluge Marieken mit einer Weisheit der einfältigen Trienke Harders auf den Leib: „Ja, lach man! Dor kann männichmal gau wat kamen.“ Hans lacht weiter, ein wenig geräuschvoller noch als vorher.

Am 8. November geschah in der Baasdorfer Schule, dass Eggert Pahl sein Tintenfass umstieß und dabei sein Schönschreibehaft auf fürchterliche Weise verunreinigte. Lehrer Heesch musste sich nach der ersten, der Religionsstunde bei den großen Schülern, erst einmal den kleinen zuwenden, die jenseit des breiten Mittelganges saßen. Damit lockerte sich für die Großen bei ihrem Schönschreiben die Strenge der Überwachung, und so geriet Eggert Pahl mit seinem Nebenmann, dem klugen Schmiedesohn Heine Ehlers, unter dem Tisch in eine freundschaftliche Knufferei, die mit der Tintenfasskatastrophe jäh endete. Lehrer Heesch, der für derartige Vorfälle eine feine Witterung hatte, entdeckte die Bescherung, verabreichte dem Schmierfinken die beiden Ohrfeigen, mit denen Derartiges stillschweigend bestraft wurde, und ging an seinen Platz bei den Kleinen zurück.

Eggert Pahl saß noch ganz verdattert da und bekämpfte mannhaft die aufsteigenden Tränen. Da flüsterte ihm Heine Ehlers zu: „Dor kann männichmal gau wat kamen!“, wobei er in Tonfall und Gebärde Trienke Harders trefflich nachahmte. Das erschütterte Gemüt des Gemaßregelten sprang aus Trauer und Beschämung übergangslos in eine nervöse Lustigkeit über. Ein prustender Laut unterdrückten Lachens versetzte Lehrer Heesch in die Notwendigkeit, eine offenbare Frechheit mit dem Rohrstock schnell und gründlich zu ahnden. Wieder vollzog sich das Strafgericht stillschweigend; denn bei neunzig Schülern durfte mit langwierigen Untersuchungen keine Zeit vertan werden.

Für den Rest des Tages war Heine Ehlers schwer bekümmert, weil der Freund ihm zürnte und jedes Angebot zur Versöhnung mit eigensinnigem Kopfschütteln abwies. Am Nachmittag, nach-

dem die Schule geschlossen war, ging er hinüber auf den Hof der Pahl-Leute. Aber er fand den Freund nicht, und Eggerts Mutter wusste nichts vom Verbleib ihres Sohnes. Heine Ehlers schlich im Dorf umher mit dem bösen Gefühl, sich unehrenhaft betragen zu haben. Er hätte die Schuld an dem unstatthaften Heiterkeitsausbruch des Nebenmannes mannhaft auf sich nehmen sollen. Darum mußte er den Freund auf jeden Fall vor Abend noch finden. Der Zwist sollte um jeden Preis noch heute beigelegt werden. Der Knabe fürchtete sich vor seinen Träumen.

Auch Lehrer Heesch schloss an diesem Tage die Schule nicht im ruhigen Bewusstsein seiner amtlichen Unantastbarkeit. Es blieb da ein Druck auf dem Gemüt, und es grämte ihn, dass er trotz aller guten Vorsätze wieder einmal seinem Jähzorn in die Fallstricke geraten war. Da fiel ihm der Rehbock ein, dessen Austrittsstelle er neulich am Wennhorner Gehege entdeckt hatte. Mit der Jagd ließ sich vielleicht der inneren Unruhe Herr werden.

Hans Vollert stand an der Straße und riss vom Heiddiemen Heu für die Schweine los. Als ihm der Lehrer im Vorbeigehen vom Bock am Wennhorner Gehege erzählte, warf er sofort den Haken hin und bot seine Begleitung an. Heesch willigte ein, weil er von den Reden des immer Wohlgelaunten für die Heilung seines Trübsinns noch mehr erhoffte als von der Jagd. So verließen sie das Dorf, und mit der Jagd war es beiden nur halb ernst.

In der beginnenden frühen Dämmerung des Novemberabends beobachteten sie von Johann Thodes Wiese aus den Rand des Wennhorner Geheges. Hans Vollert hat seinem Freund, dem Schmied Ehlers, später alles haarklein erzählt. Von Anfang an war alles quer. Zwischen den beiden Jägern lag ein Raum von ungefähr fünfzig Metern. Warum eigentlich? Die Aufstellung in der Wiese war alles andere als „waidgerecht“, um mit Hadenfeld zu reden. Der Bock zeigte sich nicht. Der Nebel wurde schnell dichter.

Was wollen die Jäger noch? Der Lehrer gibt mit Armschlagen zu verstehen, dass sie das Unternehmen vernünftigerweise

aufgeben wollen. Hans Vollert begreift und will auch schon die Patrone aus dem Lauf nehmen; denn man soll sich ja mit diesem Geschirr immer höllisch in acht nehmen.

Da lässt er zum Abschied noch einen letzten verlorenen Blick über den Waldrand gehen – und nun regt es sich dort. Hans späht genau hinüber und kann denn auch den Bock richtig sehen: da ist der Kopf, da sind die Vorderbeine. Der Bock steht ja zwar auf Königlichem Grund; aber – mein Gott!- so genau sind diese Dinge doch nie genommen worden. Hans Vollert kann aber – dies hat er später erzählt – wegen der vielen Gedanken, die in seinem Gehirn übereinanderpurzeln, nicht so recht zur Klarheit kommen in der Frage: Schießen oder nicht schießen? Mit einem Mal ballert es doch, und dann schreit es im Wald auf. Dem Schützen geht es mitten durch die Seele. Er weiß: er hat einen Menschen getroffen. Die Beine sind ihm so schwer; er kann sich nicht von der Stelle rühren. Hat er denn eigentlich geschossen? Er hält die Flinte in der Hand. Der Pulverdampf kräuselt an der Mündung des Laufes und am Schloss empor und zieht ihm beizend in die Nase. Er muss ja wohl geschossen haben.

Unterdessen ist Lehrer Heesch in den Wald hineingestürzt. „Vollert! Vollert!“ schreit er auf. Er braucht nichts mehr zu sagen; Hans weiß es ja: er hat einen Menschen totgeschossen. Da wirft er das Gewehr weit von sich, weil es in seiner Hand plötzlich zu brennen beginnt wie von glühendem Eisen. Dann gelingt es ihm, die Beine von der Erde loszureißen, und er brüllt auf, als wenn es ihn selbst getroffen hätte, und mit ein paar gewaltigen Sätzen hat auch er den Wald erreicht.

Da liegt auf dem Waldboden ein halbwüchsiger Junge, ein Dreizehnjähriger wohl, und Lehrer Heesch hat sich hingehockt und hat ihm den Kopf hochgenommen. Und nun wirft sich Hans Vollert auf die Knie. Er weiß nicht, warum dies geschieht, und ob er dem Jungen helfen kann. Aber er ist nun ein Mörder, und darum muss er nieder auf die Knie. „Ist er tot?“ fragt er leise. Heesch will seine Antwort dem Fragenden zuflüstern, merkt aber

dann, dass ihm die Worte in der Kehle stecken bleiben, und so schüttelt er nur den Kopf. Und jetzt erst sieht Hans Vollert, wer da vor ihm liegt. Das ist Eggert Pahl, Peter Pahls einziger Sohn! „Eggert, mein Junge,“ fängt er zu sprechen an, „hast du was abgekriegt? Hast du viel Wehdaag, Eggert? Sag doch, wo es wehtut!“ Immer lauter wird seine Stimme, und zuletzt schreit er den Wunden an: „Eggert! Eggert! so sag doch ein Wort!“ Heesch hat ihm doch bedeutet, dass der Junge nicht tot ist. Warum spricht er denn nicht?

Es ist nun ganz dunkel im Wald. Der Wind geht hohl, und als Hans Vollert aufblickt, da beugen sich die Bäume so tief auf ihn herab. Da wird die Angst zum Grauen. Die Zweige der Bäume schlagen wild gegeneinander. Vor den Augen des Geängsteten dreht sich alles, und die Bäume wollen über den Mörder herfallen. Und ganz in der Nähe ruft die Eule, der Totenvogel, und nichts ist mehr übrig von dem aufgeklärten Hans Vollert, der die „Berliner Morgenpost“ liest. Nicht hier bleiben in dem düsteren, spökeligen Wald! Nicht zusehen, wie der Junge sterben muss! Zusehen und nichts tun können! O Jammer!

In der äußersten Angst kommen dem Gequälten klare Gedanken. Heraus aus dem Wald! Heesch muss bei dem Jungen bleiben; denn der hat ja ein gutes Gewissen. Hans will hinüberlaufen zu Johann Thode, einen Wagen schicken und dann selbst zu Pferde über die Heide klabastern nach Bohmstedt, zum Doktor. Aber schnell muss alles gehen, schnell, schnell! Heesch nickt zu solchen Plänen, und der Bauer stürzt davon.

Johann Thode, der Krauchschütze, füttert eben sein Vieh, als Hans Vollert in den Stall einbricht. Im Futtergang fällt der keuchende Unglücksschütze vor dem andern auf die Knie. Johann Thode ist ein Mann ohne Gewissen. Kaltblütig hat er einst auf den Förster angelegt und ihm das Handgelenk zerschmettert. Aber er ist doch nicht zum Mörder geworden; er ist Mensch geblieben. Der Mörder Hans Vollert muss sich von nun an vor jedem Menschen niederwerfen und Abbitte tun für das Verbrechen,

das er an der Menschheit begangen hat. Er muss hier, und wer weiß wo noch und wie oft, bekennen: „Ich habe Peter Pahls Jungen geschossen.“ Johann Thode, dem so leicht nichts ans Herz greifen kann, hier wird ihm wunderbar zu Sinn. Die Kühe stehen mit ihren großen, dummen Augen da, glupen und wissen von nichts. Wohl dem, der jetzt nichts zu wissen braucht!

Johann Thode gewährt alles, was der andere erbittet. In fliegender Hast wird alles vorbereitet: das Gefährt in Ordnung gebracht, der Braune gesattelt. „Wirf Stroh auf den Wagen, viel Stroh!“ mahnt Hans Vollert. „Spare daran nicht! Ich will dir alles bezahlen. Und wenn ich dir den Braunen zuschanden reite, so bezahle ich ihn dir höher als er gilt. Tausend Mark bekommst du für das Tier, obgleich es mit sechshundert schon reichlich bezahlt ist.“ Die Ungeduld der Männer hat sich dem Braunen mitgeteilt. Er wiehert unternehmungslustig, und unter seinem scharrenden Huf spritzen die Funken aus dem Pflaster des Hofes.

Das ermutigt den Geängsteten. „Der Junge ist noch nicht tot,“ der Schulmeister hat es gesagt, und wenn es nur schnell geht, kann noch alles gut auslaufen. Er zerrt den Braunen an den Prellstein des Hoftores und schwingt sich in den Sattel. Aber bei aller Eile ist eines noch in Ordnung zu bringen. „Johann Thode,“ ruft er, „meine Flinte liegt da unten in deiner Wiese. Hole sie morgen da weg und schlag sie in Stücke, dass nichts übrig bleibt! Ich will sie nicht wiedersehen, die dreimal verfluchte Flinte.“

Der Braune bäumt sich hoch unter einem grausamen Schlag und schießt dann aus dem Tor. Johann Thode will seinem Unmut über die Mißhandlung des Pferdes in einem Geschimpfe Luft machen. Aber Hans Vollert ist schon weit. So schüttelt er nur den Kopf und denkt, dass man dem armen Kerl in dieser Stunde ja wohl einiges nachsehen müsse. Dann steigt er auf den Wagen und fährt davon in der Richtung auf das Wennhorner Gehege. –

Hans Vollert prügelt auf dem Weg nach Bohmstedt unausgesetzt auf den Braunen ein. Ihm ist zumute, als könne er mit dem Pferd dem Tode den Jungen noch abkaufen, und darum muss es

zu Tode gehetzt werden. Hoho, du Schinder, du sollst krepieren. Krepieren sollst du! Bei der schnellen Bewegung heult dem Reiter die Luft wie Sturmbräusen um den bloßen Kopf. Den bloßen Kopf! Die Mütze liegt dort hinten irgendwo in der Wiese am Gehege. Weiter, weiter, auf Bohmstedt zu, immer barhäuptig weiter! (In der Beichte, die Hans Vollert später dem Schmied Ehlers ablegte, wies er immer wieder auf die Barhäuptigkeit hin. Sie galt ihm wohl als ein Sinnbild äußerster Selbstentblößung.)

Der Braune gibt alles her; man muss ihm das zugestehen. Und doch geht es so langsam vorwärts, viel zu langsam. Dem Bauern zieht es flüchtig am Auge vorbei wie ein Bild aus früheren, lichten und leichten Zeiten: Eine Fahrt zur Stadt. Langsam mahlt sich der Wagen durch den Sand der Heidewege. Ein kleiner Trab darf den Pferden nicht zugemutet werden. Aber der Bauer teilt das Sitzbrett mit einem Fahrgast, einem der Handwerker, die kein eigenes Fuhrwerk haben. Bei gutem Schnack kommt dann der Bohmstedter Kirchturm überraschend bald in Sicht, und wenn man eben erst Staben vom Heidkamp mit einem Spaß angerufen hat, so muss man schon Sievers vom Knüll wortreich die Tageszeit bieten. Aber heute will und will der Knüll nicht kommen. Weiter doch, Brauner! Weiter in haarenem Kopf!

„Malheur, Malheur!“ sagt der Reiter vor sich hin. Wenn der Junge *doch* sterben muss, so hat der Braune die Schuld. Hans Vollert hat getan, was in seinen Kräften steht. Der Bauer redet in den Sausewind seines rasenden Rittes, redet laut und merkt es selbst nicht. Merkt auch nicht, dass er hochdeutsche Worte einmengt, die er irgendwo gelesen haben muss: „Wälzte sich in seinem Blute! Wälzte sich in seinem Blute!“ Aber so war es ja nicht. Hans Vollert hatte keinen Tropfen Blut gesehen, und die Kleider des Jungen waren unversehrt. Ja, es ist alles nicht so schlimm, und es wird gut auslaufen. Aber dann weiß er wieder: Dies eben war das Grausige, dass kein Blut floss, und dass der Junge nur *einmal* aufschrie und dann stumm blieb. Da hatte der

Teufel die Hand im Spiel, der Teufel, der Teufel; und der Totenvogel hatte geschrien!

Dann knatterten die Hufe des Braunen auf dem Bohmstedter Pflaster. Vor dem Hause des Arztes sprang Hans Vollert aus dem Sattel. Schaum flog dem misshandelten Tier von den bebenden Flanken. Die Augen traten ihm aus den Höhlen. Der Bauer wollte den Kutscher des Doktors anweisen, das Pferd erst mit einem Strohwisch zu behandeln und ihm dann Decken überzuwerfen. Aber sofort besann er sich anders: Nein! Der Braune sollte sich den Tod holen. Was ihn zu dieser Grausamkeit trieb, war das nicht einmal ganz Gedanke gewordenes Gefühl, den Jungen mit dem Pferd noch loskaufen zu können?

Für einen Augenblick gab ihm dieser halbe Gedanke Haltung. Aufrecht trat er vor Doktor Holm hin und berichtete von dem Geschehenen. Als aber die Doktorsfrau für wenige Sekunden die Tür öffnete, damit ihr dreijähriges Töchterchen dem Vater einen Gutenachtgruß zuwinkte, da war alle Haltung auch schon wieder dahin. Wieder brach Hans Vollert in die Knie und klagte sich an. Doktor Holm war ein noch junger Mann, ein Sohn dieser Landschaft. Doch kam ihm tagtäglich das Menschenleid unter die Augen, und er hatte im weiten Vaterland hier und da studiert. Er kannte anderer Stämme Wesenseigenheiten und kannte die Art, die im Kirchspiel Bohmstedt zu Hause ist. Er ahnte wohl, was hierzulande ein Mensch durchgemacht haben muss, ehe es ihn auf die Knie zwingt.

Durch den Fernsprecher gab Doktor Holm dem Bahnhofsvorsteher die Weisung, er möge den eben fälligen Zug bis zu seinem – des Arztes – Eintreffen aufhalten. Es gehe um ein Menschenleben. Hans Vollert tastete sich an seinem tiefen Staunen einen Augenblick in die Wirklichkeit zurück, in jene „neue Zeit“, die er unter der Anleitung der „Berliner Morgenpost“ so gern feierte, in die Zeit, die vor zwei Jahren Baasdorf eine Kleinbahn beschert hatte. Eisenbahn, Fernsprecher und alle „Errungenschaften der Neuzeit“ waren ihm seit zwei Stunden völlig aus dem Sinn ge-

kommen. Er hatte es nun mit einer menschlichen Ur-Angst zu tun, und da er ein Bauer war, so fiel ihm nur das Pferd ein, als sich die äußerste Eile gebot.

Während Doktor Holm hastig seine Instrumente zusammenraffte, fand Hans noch Zeit zu der wiederholten Beteuerung, dass er alles, alles bezahlen werde. Ach, und dabei hatten sich seine Schulden schon seit Jahren ständig gemehrt, und eigentlich war er auch in dieser Hinsicht ein ganz armer Mann.

Heine Ehlers suchte in steigender Unruhe immer noch den beleidigten Freund. Zuletzt fielen ihm die Drosselschlingen ein, die Eggert am Rand des Wennhorner Geheges ausgehängt hatte. Sollte der Freund wohl hinausgewandert sein, um die Beute heimzuholen? Heine Ehlers verließ bei schnell wachsender Dunkelheit das Dorf in der Richtung auf das Gehege. Am Viehbach kam ihm der Wagen entgegen. Johann Thode führte sein Pferd am Zügel. Lehrer Heesch saß auf der einen Seitenleiter, hielt den Kopf mit beiden Händen und die Ellbogen auf die Knie gestützt, starrte auf den Wagengrund.

Vor der Tür des Doktorhauses überlegte Hans Vollert, ob es nicht gut wäre, auch gleich den Pastor aufzusuchen, um mit ihm, wenn auch nicht gleich von Gott und Sünde, so doch vom Schicksal zu reden. Aber der Junge war ja nicht tot, und vielleicht erhielt das ganze Malheur erst dadurch seine endgültige Wendung zum Bösen, dass man sich vorzeitig an den Pastor wandte. Hans Vollert bestieg den Braunen und raste durch die Finsternis nach Baasdorf zurück. Knüll! Heidkamp! Johann Thodes Gehöft! Dort links der schwarze Rand des Wennhorner Geheges! Hans duckt sich! Es sitzt einer hinter ihm im Sattel, der unablässig seine Fragen stellt und den der Reiter seit Bohmstedt wieder mit seinem eigensinnigen und verstockten „Malheur! Malheur!“ abfertigen möchte. „Schicksal! Schicksal!“ sagte Hans Vollert nun und beugt sich tiefer. „Meine Schuld,“ röchelt er zuletzt, und sein Gesicht sinkt dem Braunen fast in die Mähne.

Und hier ist nun Peter Pahl's Hofstatt, und nun kommt für Hans Vollert das Schwerste. Auf der Diele trat Doktor Holm ihm entgegen und sagte ihm Bescheid. Hans nickte, als wenn er sich den Ausgang ganz so gedacht hätte. Und mit einem Male war er im Schlafzimmer. *Da* stand Peter Pahl, *da* Anna Pahl, und *dort*, unter dem weißen Laken, da lag der Junge. Und der Junge ist tot, und sein Mörder heißt Hans Vollert.

Hans dachte daran, dass er nun schon dreimal auf den Knien gelegen hatte. Immer war das gegen seinen Willen geschehen. Es hatte sich etwas in ihm gegen diese Aufgabe seiner selbst sogar heftig gestäubt. Aber da stand einer hinter ihm, der ihm einen Schlag in den Nacken gab, so dass er zur Erde gehen musste, er mochte nun wollen oder nicht. Hier nun schlug ihn nichts, und er blieb stehen. Was sollte er tun? Zuletzt legte er sich doch Peter Pahl vor die Füße, fasste dessen Hand und sagte leise und tonlos: „Peter, ich habe deinen Jungen geschossen,“ sprach diese Worte so, als wenn der Bauer und seine Frau noch von nichts etwas wussten.

Peter Pahl weinte vor sich hin und wiederholte immer dieselben Worte: „Hans, steh' auf, Hans steh' auf!“ Der aber wollte nicht, sondern bat, bat und bettelte: „Schimpf' doch, Peter! Schlag mich doch!“ Peter Pahl schüttelte den Kopf und sagte leise und barmherzig: „Du *bist* geschlagen, Hans. Dich hat unser Herrgott geschlagen.“

Bisher hatte Anna Pahl starr und bleich drüben am Bett gestanden. Ihre Augen weitete das große Entsetzen; aber der Tränenzeit war noch nicht gekommen. Nun riss sie das Laken weg von ihrem toten Sohn und schrie ihrem Mann zu: „Wer ist hier geschlagen?“ Und sie wies auf die Leiche und rief Hans Vollert an: „Hier siehst du her, du ... du ... Sieh dir an, was du getan hast!“ Da kroch der arme Sünder auf Knien heran an das Bett und sah dem Toten ins Gesicht. Er wollte beten und suchte nach den Worten. Im Vaterunser war doch etwas gesagt von „unserer Schuld“. Doch konnte er sich nicht darauf besinnen. Und da ihm

die wohl anklagenden, aber doch auch lindernden Worte versagt blieben, so begehrte er innerlich auf gegen die eisige Härte der Frau. Ihr Mann hatte doch milde von den Schlägen Gottes gesprochen. Es wollte dem Knienden nichts einfallen, und so wiederholte er nur immer: „Peter, ich will dir alles bezahlen. Alles will ich dir bezahlen.“

Da wurde es laut an der Tür, und als Hans Vollert die Augen aufschlug, sah er, wie Doktor Holm die beiden Töchter der Pahl-Leute von der Tür wegriss. Die Mädchen, Kinder von fünfzehn und zehn Jahren, hatten alles mit angesehen, alles gehört.

Wenn Lehrer Heesch morgens seine Schüler durch ein Klopfzeichen am Fenster vom Schulhof rief, so vergingen, ehe er das Schulzimmer betrat, immer ein paar Minuten, während der es dort zuging wie in einem Bienenkorb, der sich zum Schwärmen rüstete. Am Morgen des neunten November aber herrschte Totenstille. Die Kunde vom Tode Eggert Pahls war noch am Abend des Unglückstages in alle Häuser geflogen. Obwohl die beiden Öfen schon in hoher Glut standen, sahen die Kinder bleich, übernächtigt und verfroren aus, und der Blasseste von allen war Heine Ehlers. Es ist ja ein sonderlicher Knabe, und Lehrer Heesch weiß, dass etwas in ihm steckt. Man kann aber noch nicht sagen, was einmal herauskommen wird.

Heine Ehlers hatte in einer schlaflosen Nacht zum ersten Mal und zu früh für seine Jahre erfahren, wie dem Menschen zumute ist, wenn das kalte Grauen aus den Urgründen seiner Seele heraufkriecht. Nur gegen Morgen musste er schwer und unruhig noch ein wenig geschlafen haben. Da war doch ein Traum? Aber er konnte sich des Traumes nicht entsinnen. Nun hielt er den Kopf krampfhaft zwischen den Händen, um seinen Augen die Möglichkeit des Abirrens nach der Seite zu nehmen. Da war der leere Platz, den gestern noch Eggert Pahl eingenommen hatte. Es half ja alles nichts: immer wieder gingen seine Augen dorthin. Auf der Tischplatte schienen ihm die Tintenflecke vom Vortage noch frisch und feucht zu sein. Im Morgendämmer des nebligen

Tages sah Heine Ehlers dort das Blut seines toten Freundes, mit dem er sich nicht mehr hatte versöhnen können. Und wieder kroch ihm das Grauen bis ins Mark.

Lehrer Heesch stand vor seinen Schülern. Lange Zeit arbeitete es schwer in den Muskeln um den Mund; aber die Worte wollten sich ihm nicht fügen. Endlich faltete er die Hände und sagte: „Kinder, ich gelobe vor euch, dass ich nie wieder ein Gewehr in die Hand nehmen werde.“ Dann sprach er das Vaterunser.

Und langsam glitt der Unterricht in seine wohlerprobten Bahnen. Heine Ehlers begriff nicht, wie das Leben nun so einfach weitergehen konnte. Wenn der Lehrer ihn mit einer Frage anrief, so stand er auf wie immer. Es kam auch die Antwort, und sogar die richtige. Aber die konnte doch nicht Heine Ehlers gegeben haben. Es war eine Stimme, weit in der Ferne; die erbarmte sich und tat für ihn das Werk.

In der letzten Stunde erzählte der Lehrer vom großen Kurfürsten, von der Schlacht bei Fehrbellin. Da sah der Knabe die Bilder seines schweren Traumes plötzlich wieder deutlich vor sich stehen. Es war Krieg. Die Feinde rückten von Nindorf her gegen Baasdorf vor. Heine Ehlers ließ, gegen den Einspruch seines Gewissens – denn konnte nicht jetzt jeder Blick unversehens zum „bösen Blick“ werden? – die Augen scheu unter den Kameraden umgehen. Sie trafen Ehler Sierk und gingen dann weiter zu Jochen Suhr. Sie fanden Andreas Hein und huschten wie gehetzt weiter zu anderen. Sie alle hatte er in seinem Traum fallen sehen unter den Kugeln des Feindes. Da kam er in ein schweres Grübeln.

Fehrbellin, Gravelotte und die Schlacht im Teutoburger Walde, hatten sie ihm nicht bis dahin alle gleichgegolten? Von *seinem* Leben lagen alle Kriege gleich fern. Nun fiel ihm ein, dass Trienke Harders' Sohn bei Gravelotte gefallen war. Er wusste: mein Leben kann nie wieder so werden wie es gestern noch war. Heine Ehlers nickte schwer vor sich hin. Nie mehr wollte er über Trienke Harders spotten. Klagt nicht das Leid eines Lebens aus

dem alltäglichen Spruch: „Dor kann männichmal gau wat kamen“?

